

# Arbeit im Mittelalter

Herausgegeben von Verena Postel

# Arbeit im Mittelalter

Vorstellungen  
und Wirklichkeiten

Herausgegeben von Verena Postel



Akademie Verlag

Gedruckt mit Unterstützung der Gerda Henkel Stiftung, Düsseldorf

ISBN-13: 978-3-05-004098-1

ISBN-10: 3-05-004098-X

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 2006

Das eingesetzte Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Kein Teil des Buches darf ohne Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

Einbandgestaltung: Ingo Scheffler, Berlin

Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza

Printed in the Federal Republic of Germany

# Inhalt

VERENA POSTEL	
Einleitung .....	7
HANS-WERNER GOETZ	
„Wahrnehmung“ der Arbeit als Erkenntnisobjekt der Geschichtswissenschaft .....	21
BERNHARD LANG	
Der arbeitende Mensch in der Bibel. Eine kulturgeschichtliche Skizze .....	35
JOHANNES ENGELS	
Merces auctoramentum servitutis – Die Wertschätzung bestimmter Arbeiten und Tätigkeiten durch antike heidnische Philosophen .....	57
THOMAS HAYE	
<i>Labor</i> und <i>otium</i> im Spiegel lateinischer Sprichwörter und Gedichte des Mittelalters .....	79
WOLFGANG HAUBRICHS	
Das Wortfeld von „Arbeit“ und „Mühe“ im Mittelhochdeutschen .....	91
GERHARD DILCHER	
Arbeit zwischen Status und Kontrakt. Zur Wahrnehmung der Arbeit in Rechtsordnungen des Mittelalters .....	107
KLAUS SCHREINER	
„Brot der Mühsal“ – Körperliche Arbeit im Mönchtum des hohen und späten Mittelalters. Theologisch motivierte Einstellungen, regelgebundene Normen, geschichtliche Praxis .....	133
DIETRICH LOHRMANN	
Die archimedische Schraube in der Geschichte der menschlichen Arbeit bis ins 15. Jahrhundert .....	171
HORST KRANZ	
Arbeit und Kapital im Steinkohlenbergbau des Lütticher Zisterzienserklosters Val Saint-Lambert .....	187
KAY PETER JANKRIFT	
Arbeit zwischen Handwerk und Kunst: Selbst- und Fremdwahrnehmung ärztlicher Tätigkeit .....	203
LAURENZ LÜTTEKEN	
Musik als „Arbeit“ .....	211
UTE DERCKS	
Die Monatsarbeiten der ehemaligen Porta dei Mesi des Domes zu Ferrara .....	221

GERHARD JARITZ

Der Kontext der Repräsentation oder: Die „ambivalente“ Verbildlichung  
von Arbeit im Spätmittelalter .....

245

Register .....

265

– Hinweise zur Benutzung .....

265

– Abkürzungsverzeichnis .....

266

– Personenregister .....

267

– Register biblischer Personen .....

274

– Ortsregister .....

275

– Autorenregister .....

277

## Einleitung

Arbeit und ihre gerechte Verteilung zählt in unserem Land zu den meistdiskutierten sozialen Problemen der Gegenwart, vor allem seit wirtschaftliche Stagnation mit gleichbleibend hoher Arbeitslosigkeit einhergeht. Da wir nicht mehr wie die Nachkriegsgeneration den Sinn unseres Lebens im (Wieder)Aufbau von materiellem Wohlstand sehen, müssen wir Arbeit zudem hinsichtlich ihres Zweckes und Umfangs neu definieren. Die Betrachtung mittelalterlicher Einstellungen und Wertungen von Arbeit kann in diesem Prozess des gesellschaftlichen Neuorientierung wertvolle Dienste leisten, indem sie wieder ins Gedächtnis ruft, welche Sinnhaftigkeit und Zielsetzung vor allem aus theologischem Hintergrund verschiedenen Formen von Arbeit – von intellektueller Tätigkeit über Handel und Gewerbe bis zum Ackerbau – in unterschiedlichen Segmenten der Gesellschaft und in unterschiedlichen Phasen der mittelalterlichen Geschichte beigemessen wurden. Um nur ein Beispiel für die Aktualität mittelalterlicher Anschauungen herauszugreifen: Arbeit wurde in Antike und Mittelalter als tätige Teilhabe an einer gottdurchwirkten Ordnung verstanden, nicht als Weltbeherrschung durch den Menschen. Die moderne „ökologische“ Forderung, sich mit der Arbeit in den natürlichen Kosmos einzufügen, statt ihn autonom und eigenmächtig nach menschlichen Vorstellungen umzugestalten, ist im Grunde eine Wiederbelebung antiker und (früh-) mittelalterlicher Naturauffassung.

„Arbeit im Mittelalter“: zeugt es nicht trotz der gesellschaftlichen Aktualität des Themas von Vermessenheit der Veranstalterin, einen Kongress über ein derart weitgespanntes Sujet abzuhalten, das im Rahmen der Tagung mit wissenschaftlicher Exaktheit auch nicht annähernd auszuschöpfen sein würde? Und warum deckt sich die Formulierung des ursprünglichen Tagungsthemas, „Arbeit in der Wahrnehmung des Mittelalters“, nicht mit dem Titel des vorliegenden Bandes, der die Vorträge in schriftlicher Form präsentiert? Die anschließenden Diskussionen im Schloss Rauschholzhausen bei Marburg Ende November 2002 haben Ergebnisse hervorgebracht, die zu einer Revision des Titels Anlass gaben. Nicht nur darauf ist im folgenden zur Erläuterung der Konzeption der Veranstaltung einzugehen.

Welche Anliegen verfolgte die Zusammenkunft? Es ging zum einen darum, mittels einer interdisziplinären Tour d'Horizon unter Beteiligung von Theologen, Philologen, Altertumswissenschaftlern, Rechts- und Kunsthistorikern, Fachleuten für Technikgeschichte und Musikwissenschaftlern die Bedeutung eines Themas hervorzuheben, das in der deutschen Mediävistik im Unterschied zur französischen bis in die jüngste Zeit gleichsam unterbelichtet

war.<sup>1</sup> Anders die Erkenntnisinteressen der französischen Annales-Schule: Für Marc Bloch, ihren Mitbegründer, waren arbeitende Menschen und menschliche Gemeinschaften wesentliche Gegenstände der Historiographie. Er wurde so zum Archegeten des Forschungsfeldes Arbeits- und Technikgeschichte im Rahmen einer vergleichenden europäischen Sozialgeschichte.<sup>2</sup> Die Historiker der frühen Annales sahen sich sogar in dieser Tradition selbst als „Geisteshandwerker“, die Nouvelle Histoire als Bauhütte, die die verschiedensten Sparten der Disziplin zu einem großen Gesamtwerk, einer Histoire Totale, zusammenführen sollte. Im Bild des Keltertreters, das sein Exlibris zierte, fasste Bloch das Arbeiten auch des Historikers zusammen. Deshalb ist auf dem Umschlag des vorliegenden Bandes die Figur des Keltertreters aus dem Zyklus der Monatsbilder, die im 13. Jh. an der Nordseite der Kathedrale von Chartres angebracht wurden, als Motto abgebildet. Auch die Glasfenster in Chartres, die von den städtischen Zünften gestiftet wurden, stellen die Handwerksmeister den Heiligen gegenüber. Arbeit, Askese und Caritas sind damit als gleichberechtigte Heilswege anerkannt. Hatten die Arbeitenden von Beginn des Mittelalters eine solch angesehene Stellung? Der Frage nach den Einstellungen mittelalterlicher Menschen zur Arbeit möchte dieser Band anhand einiger exemplarischer Momentaufnahmen und Fallstudien nachgehen.

Dabei führt die Anordnung der Beiträge über Studien zur Methode eines solchen mentalitätsgeschichtlichen Vorhabens zum theologischen und philosophischen Vorstellungshorizont, in den Arbeit für die vornehmlich geistlichen Autoren, die darüber reflektierten, eingebettet war, über terminologische Untersuchungen zur Begrifflichkeit von Arbeit im Mittellateinischen und Mittelhochdeutschen zur Analyse des Stellenwerts von Arbeit in Normensystemen und innerhalb einzelner gesellschaftlicher Gruppen. Den Abschluss bilden Studien zur Wiedergabe von Arbeitsmotiven in der bildenden Kunst. Wir blicken auf diese Weise als Historiker auf die Geschichte der Arbeit und der Vorstellungen, die sich die Menschen von ihr machten, und sind auch selbst als Arbeitende Teil dieser Geschichte.

Die methodische Konzeption der Tagung, ihr vorstellungsgeschichtlicher Ansatz wird von Hans-Werner Goetz in seinem Beitrag zur „Wahrnehmung der Arbeit als Erkenntnisobjekt der Geschichtswissenschaft“ entfaltet. Goetz verfolgt den „Weg vom Faktum (dem Berichteten) über die „Wahrnehmung“ zur „Darstellung“ dieses Faktums (dem Quellenbericht) durch den mittelalterlichen Zeitgenossen sowie den rückschreitenden Erkenntnisprozess des modernen Historikers von der Darstellung (der „Quelle“) zu den Ursprüngen des Dargestellten“ (S. 22) und stellt ihn grafisch in einem Schaubild dar. Für den Fortgang der Tagungsdiskussion und die Formulierung des Titels des Bandes war die Diskussion seines Beitrags insofern besonders wertvoll, als der Begriff der „Wahrnehmung“ als zu eng und damit weniger erkenntniserschließend zugunsten des Begriffs der „Vorstellung“ als Forschungssper-

- 
- 1 Vgl. jetzt Manfred Bierwisch (Hrsg.), *Die Rolle der Arbeit in verschiedenen Epochen und Kulturen*, Akademie Verlag Berlin 2003 und Otto Gerhard Oexle, *Was die deutsche Mediaevistik an der französischen Mittelalterforschung interessieren muss*, in: Michael Borgolte (Hrsg.), *Mittelalterforschung nach der Wende 1989* (Historische Zeitschrift, Beiheft 20), München 1995, S. 89–127.
  - 2 Ulrich Raulff, *Ein Historiker im 20. Jh.: Marc Bloch*, Frankfurt 1995, bes. S. 371–94; Zu den Annales Ulrich Raulff (Hrsg.), *Mentalitätengeschichte: Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse*, Berlin 1987; Peter Dinzelbacher, *Zur Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte*, in: ders. (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*, Stuttgart 1993, S. XV–XXXVII; Hans-Henning Kortüm, *Menschen und Mentalitäten. Einführung in Vorstellungswelten des Mittelalters*, Berlin 1996, S. 19–24.

spektive aufgegeben wurde, da „erst die Vorstellungswelt ... die (sinnliche) Wahrnehmung zu einer bewussten Wahrnehmung“ macht. (S. 24) Unser Forschungsinteresse muss sich infolgedessen auf die Vorstellungen der Zeitgenossen richten, die sie mit Arbeit verbanden: „entscheidend...ist die geistige Verarbeitung dieser Wahrnehmung mittels der Vorstellungswelt, die zur Deutung und gegebenenfalls (oder auch zumeist) zur Bewertung des wahrgenommenen Sachverhalts führt.“ (S. 24)

Dieses vorstellungsgeschichtliche Erkenntnisinteresse kann sich freilich bisher kaum auf Vorarbeiten stützen. Denn die Forschung zum Thema „Arbeit“ hat sich vornehmlich der Wirtschafts- und Technikgeschichte gewidmet,<sup>3</sup> die Alltagsgeschichte besonders einzelner Gruppen der Arbeitenden wie Handwerker, Bauern, Kaufleute etc. betrachtet,<sup>4</sup> Mikrostudien zu einzelnen geographischen Regionen oder Zeitabschnitten vorgelegt,<sup>5</sup> die gesellschaftliche Schichtung,<sup>6</sup> kunsthistorische Aspekte<sup>7</sup> oder die Semantik des Wortfeldes Arbeit<sup>8</sup> betrachtet. Eine integrierende Betrachtungsweise, die die „Realgeschichte“ mit den ihr korrespondierenden Vorstellungen der Zeitgenossen in Beziehung setzte, und die Marc Bloch im Auge hatte, bleibt erst recht Desiderat.<sup>9</sup> Auch die neueste Gesamtdarstellung „Le travail au moyen

- 
- 3 Grundlegend: Marc Bloch, *Land and Work in Medieval Europe: Selected Papers*, Berkeley/Los Angeles 1967; Lynn White, *Medieval Religion and Technology: Collected Essays*, Berkeley 1978; Georges Comet, *Le paysan et son outil. Essai d'histoire technique des céréales (France VIII<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> s.)* (= Collection de l'Ecole Française de Rome 165), Rom 1992; Del Sweeney (Hrsg.), *Agriculture in the Middle Ages, Technology, Practice and Representation*, Philadelphia 1995.
- 4 John Blair/Nigel Ramsey, *English Medieval Industries. Craftsmen, Techniques, Products*, London 1991; Heather Swanson, *Medieval Artisans: An Urban Class in Late Medieval England*, Oxford 1989; Werner Rösener, *Die Bauern in der europäischen Geschichte*, München 1993; Mario Mancini (Hrsg.), *Le marchand au moyen âge. Actes du XIXe congrès de la Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public*, Paris 1988.
- 5 Z. B. in dem Sammelband von Jacqueline Hamesse/Colette Muraille-Samaran (Hrsg.): *Le travail au moyen âge. Une approche interdisciplinaire. Actes du Colloque international de Louvain-la-Neuve 21–23 mai 1987* (Université Catholique de Louvain. Publications de l'Institut d'études médiévales. Textes, Études, Congrès 10), Louvain-la-Neuve 1990; Marie-Claire Chaineux, *Culture de la vigne et commerce du vin dans la région de Liège au moyen âge* (= Centre Belge d'Histoire Rurale. Publication, 65), Liège 1981; Philippe Braunstein, *Le paysage sociale florentin vu d'en bas, le monde de la laine entre 1380 et 1430*, in: *Annales* 52,4 (1997), S. 765–775.
- 6 Georges Duby, *Les trois ordres ou l'imaginaire du féodalisme*, Paris 1978; die Arbeiten von Otto Gerhard Oexle, z. B. *Die Repräsentation der Gruppen*, Göttingen 1998, *Die mittelalterlichen Gilden*, Berlin 1979; Gervase Rosser, *Crafts, Guilds and the Negotiation of Work in the Medieval Town*, in: *Past and Present* 154 (1997), S. 3–31.
- 7 Václav Husa, *Homo faber [Arbeitsmotive auf alten Abb., aus dem Tschechischen übersetzt von Anna Urbanová]*, Prag 1967; Olga Koseleff, *Die Monatsdarstellungen der französischen Plastik des 12. Jahrhunderts*, Basel 1934; Perrine Mane, *Calendriers et techniques agricoles (France–Italie, XII<sup>e</sup>–XIII<sup>e</sup> s.)*, Paris 1983; James Carson Webster, *The Labors of the Months in Antique and Medieval Art to the End of the 12th Century*, Princeton 1938.
- 8 Guido Keel, *Laborare und operari. Verwendungs- und Bedeutungsgeschichte zweier Verben für "arbeiten" im Lateinischen und Galloromanischen*, St. Gallen 1942; Dieter Lau, *Der lateinische Begriff labor* (= Münchener Universitäts-Schriften 14), München 1975; Klaus R. Grinda, *Arbeit und Mühe. Zur Bedeutungsgeschichte altenglischer Wörter*, München 1975.
- 9 Zur Notwendigkeit einer Verknüpfung religiöser, sozialer und technischer Perspektiven auf mittelalterliche „Agrarregimes“: Marc Bloch, *Le problème des regimes agraires*, in: *Bulletin de l'Institut français de Sociologie* (1932), S. 49–90.

âge“ von Robert Fossier<sup>10</sup> handelt die „idée du travail“ in einem kurzen Einleitungskapitel von etwa 10 Seiten ab, ohne sie mit der Schilderung der realen Lebensbedingungen zu verbinden.

Freilich, so ehrgeiziger Ämter unterwindet sich auch gegenwärtiger Versuch in Ermangelung von Vorarbeiten nicht: er will bloß hinweisen auf den komplexen Deutungshintergrund von Arbeit im Mittelalter, der durch die Bibel und die antike Philosophie, aber auch durch die spätantike Praxis der Arbeitsverhältnisse geprägt war, wie die Essays von Bernhard Lang und Johannes Engels zeigen.

Und er möchte hinweisen auf einige Brüche und Unstimmigkeiten bisher widerspruchlos hingenommener Topoi der Forschung. Es ist unstrittig, dass die christlich geprägte Sichtweise des Mittelalters eine Bipolarität der Einstellungen zur Arbeit in Anlehnung an die Bibelexegese kannte.<sup>11</sup> Einerseits wurde Arbeit als Folge des Sündenfalls negativ stigmatisiert, galt aber andererseits auch positiv als Vollendung des Schöpfungsauftrages. Im monastischen Bereich wurde sie als Voraussetzung für Autarkie, Askese und Caritas verstanden.<sup>12</sup> Kaum haltbar ist jedoch die vor allem von Jacques Le Goff vertretene These, dass erst das Hochmittelalter eine „valorisation du travail“ gekannt habe.<sup>13</sup> Inzwischen wurde erkannt, dass der bisher angenommene Mentalitätswandel des Hochmittelalters in Richtung auf eine höhere Wertschätzung der Arbeit als Nachahmung göttlicher Schöpfungstätigkeit keineswegs den Stellenwert eines Paradigmenwechsels hat. Es wurden hier lediglich Bewertungsformen fortgesetzt, die seit der Spätantike, seit Kirchenvätern wie Augustin und Ambrosius, eingeführt waren.<sup>14</sup>

Der Beitrag des Theologen Bernhard Lang (Paderborn) in diesem Band „Der arbeitende Mensch in der Bibel. Eine kulturgeschichtliche Skizze“ zeigt sogar, dass „Können und Wissen als göttliche, dem Individuum verliehene Gabe(n)“ schon in einem Gedicht des Jesajabuches auftauchen, demnach bereits in der Bibel die Grundlagen für eine positive Bewertung von Arbeit formuliert sind. Das Thema des gottgegebenen Berufswissens ist schon in der Bibel präsent und keineswegs eine „Erfindung“ der protestantischen Arbeitsethik Luthers oder Calvins. (S. 40f.) So muss es auch niemanden erstaunen, dass der gelehrte Bischof Rather von Verona (887–974), der in seinem Hauptwerk „Praeloquia“, einer an die verschiedenen Berufe und Stände gerichteten christlichen Morallehre, das biblische Gleichnis von den Talenten interpretierte und in der Arbeit die Verwirklichung des göttlichen Schöpfungsauftrages sah (Praeloquia VI,20).

Lang skizziert darüber hinaus den Wandel von der bei dem Intellektuellen Jesus Sirach („Wer frei ist von Arbeit, kann sich der Weisheit widmen“, Sir. 38,24) und bei Jesus von

10 Paris 2000.

11 So schon das Kapitel „Arbeit – Fluch oder Segen?“ bei Aaron Gurjewitsch, *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*, München 1982, S. 293–305.

12 Dazu der Beitrag von Klaus Schreiner in diesem Band mit weiterer Literatur.

13 Jacques Le Goff, *Le travail dans les systèmes de valeur de l'occident médiéval*, in: Hamesse/Muraille-Samaran, *Travail au Moyen Âge* (wie Anm 5), S. 7–21; Christel Meier, *Labor improbus oder opus nobile? Zur Neubewertung der Arbeit in philosophisch-theologischen Texten des 12. Jh.*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 30 (1996), S. 315–342 geht ebenfalls von einem Umbruch im Hochmittelalter aus, der vom „erstarkenden Platonismus des frühen 12. Jhs., der dann in die Dichtung und Visionsliteratur ausstrahlt hat“ (S. 316), seinen Ausgang genommen habe.

14 Verena Postel, *Conditoris imago. Vom Bilde menschlicher Arbeit im frühen Mittelalter*, in: *Saeculum* 55 (2004), S. 1–18.

Nazareth zutage tretenden Distanz zur Welt der Arbeit hin zur paulinischen Hochschätzung auch der Handarbeit, die in dem Grundsatz: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ des 2. Thessalonicherbriefes zusammengefasst ist. Paulus' „Ermahnung zur Arbeit steht in großem Gegensatz zur charismatischen Sorglosigkeit Jesu.“ (S. 56) Der Autor beleuchtet auch die Rolle der Frau, die im Buch der Sprichwörter als selbständig handelnde Verwalterin des gesamten Hauswesens abgebildet wird.

Zu den tradierten Missverständnissen, die das Thema „Einstellungen zur Arbeit“ betreffen, gehört auch die Annahme, dass die Antike die Arbeit generell verachtet habe. Der umsichtig abwägende Beitrag von Johannes Engels zeigt demgegenüber ein Auseinanderklaffen zwischen sozialer Realität und der Vorstellungswelt einer politisch einflussreichen aristokratischen Elite, aus deren Ablehnung der Demokratie sich auch eine statusgebundene Verachtung jedweder, aber vor allem manueller Berufstätigkeiten ableitete. Das Selbstverständnis einer wirtschaftlich erfolgreich tätigen Mittelschicht von Handwerkern und Kaufleuten in Athen, Rom und den Provinzstädten des Kaiserreiches war durchaus von Berufsstolz geprägt, während die Elite abhängige Arbeitsformen verachtete.

Doch selbst unter den Philosophen war dies nicht die einzig mögliche Haltung. Es gab Sokrater und Kyniker, die den *ponos*, die Anstrengung eines Menschen, zu einem sittlichen Wert erklärten, da er zur *autarkeia*, der Unabhängigkeit gegenüber den Wechselfällen der *tyche*, anleite. Inhaltlich weisen diese Gedanken Berührungen zur späteren Wertschätzung der Askese des Mönchtums auf, das ebenfalls nach Autarkie strebte. Inwieweit hier wirklich geistige Traditionslinien greifbar werden, ist weiterer Nachforschung wert.

Engels weist nach, dass die Wertschätzung einer Tätigkeit in der Antike weniger von der Art der Arbeit selbst abhing als vielmehr „vom personenrechtlichen Status des Arbeitenden, von der Ausübung als selbständiger oder abhängiger Tätigkeit und von der Form der Entlohnung“. (S. 75) Vor allem die politische Tätigkeit und der Dienst für die Gemeinschaft, die prinzipiell ohne Vergütung blieben und die finanzielle Unabhängigkeit der Amtsträger voraussetzten, galten dem Römer als ehrenvoll. In Ciceros „*De officiis*“ (I,42,150–151) kommt die Sichtweise einer Elite deutlich zum Ausdruck, der zufolge allein freie Bauern, nicht abhängige Tagelöhner oder Handwerker rechtschaffenen Tätigkeiten nachgingen. Bei Hesiod und Vergil wurde freie Landarbeit sogar als göttliche Bestimmung gesehen, die zur Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten diene.<sup>15</sup> Freiheit bzw. Unfreiheit der Tätigkeit, Rechtsform und Art der Entlohnung bestimmten als Kriterien die Bewertung von Arbeit in der Antike. War die Arbeit selbstbestimmt oder wurde sie für einen Auftraggeber erbracht, stand das Arbeitsverhältnis in der Rechtsform der *locatio conductio operis*, die von selbständigen freien Bürgern ausgeübt wurde, oder war es *locatio conductio rei*, Sachmiete für einen Sklaven? Erhielt der Arbeitende einen Lohn (*merces*), der als Miet- oder Kaufpreis für die Person galt und daher als Zeichen der Knechtschaft gewertet wurde, oder bekam er ein *honorarium*, d. h. kein festes Gehalt oder Lohn, sondern ein „Honorar“ oder versah er sein Ehrenamt gar unentgeltlich, wie es für die öffentlichen Ämter in Politik und Militär üblich war? Wichtiger als die Arbeit selbst war die Freiheit des Arbeitenden, und zu diesem Befund stimmt auch, dass die Griechen und Römer keinen dem unsrigen vergleichbaren Ar-

---

15 Manfred Fuhrmann, *Fluch und Segen der Arbeit*, in: *Gymnasium* 90 (1983), S. 240–57 mit weiterer Literatur; Sabine Bruck, *Labor in Vergils Aeneis*, (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 15: Klassische Sprachen und Literaturen 61), Frankfurt a. M. u. a. 1993.

beitsbegriff ausbilden konnten, wie Engels in seiner Analyse der Terminologie aufzeigt.<sup>16</sup> Die Wertungen der antiken Oberschichten bestimmten vielfach, aber nicht durchgehend, die Vorstellungen von Arbeit, während die soziale Realität durchaus freie Arbeitsverhältnisse in großer Zahl kannte, die ein entsprechendes Selbstbewusstsein der Arbeitenden zur Folge hatten.

Nach den methodischen Überlegungen von Hans-Werner Goetz, nach der Erhellung der biblischen und antiken Vorstellungshorizonte, auf die mittelalterliche Menschen zurückgreifen konnten, um das Phänomen „Arbeit“ einzuordnen, leisten Wolfgang Haubrichs und Thomas Haye weitere wesentliche Beiträge zur Ergründung der Vorstellungen und Wertungen von Arbeit im Mittelalter, indem sie die Begrifflichkeit des Mittellateinischen und Mittelhochdeutschen zum Thema Arbeit in Wortfelduntersuchungen bzw. in einer Analyse lateinischer Sprichwörter, die gleichsam verfestigte Einstellungen wiedergeben, in den Blick nehmen.

Die Dichotomie des passiv konnotierten lateinischen *labor* (Mühe, Anstrengung, Leiden) als Prozess im Unterschied zum aktiven, resultativen *opus* (Werk) wurde auf dem Wege der Übersetzung z. B. der Benediktsregel auch in den deutschen Sprachraum übernommen. Die passive Beschwertheit, Körperlichkeit und niedere soziale Qualität als Konnotation von ahd. *arabeit(i)* wurde freilich durch die christliche Deutung, die Arbeit als Bußwerk zum Heil der Seele verstand, mit einer aktiven Bedeutung angereichert. So wurde die Aufwertung der Arbeit in der höfischen Kultur des hohen Mittelalters vorbereitet, die Arbeit als ritterliche, adlige Ehre und als „Liebesmühe“ der *minneclīchen* Arbeit zu sehen lernte.

Auch in mittellateinischen Sprichwörtern, die Rückschlüsse auf spezifische Gruppenmentalitäten meistens aus dem klerikalen und monastischen Milieu erlauben, war die Vorstellung von Arbeit als mühselige Anstrengung geradezu „omnipräsent“, wie die Untersuchung von Thomas Haye ergibt. Arbeit wurde geradezu als Kennzeichen des Menschen im Unterschied zum Tier gesehen, das nicht gezwungen sei, im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu verdienen, wie es in Anknüpfung an den Bericht der Genesis (3,19) häufig hieß. Doch Arbeit galt im Anschluss an Vergils „Georgica“ (*labor omnia vincit improbus*, I. 145f.) oft auch als Hilfe, Probleme zu lösen. Der Gedanke an materielle Entlohnung war dabei wesentlich weniger bedeutsam als heute. Besonders wichtig für den Stellenwert von Arbeit im Mittelalter erscheint die Tatsache, dass „*dignitatum ordo ex laboris varietate nascitur*“ (Walther, Proverbia 363011), mithin nach Auffassung der Zeit die verschiedenen Arbeitsformen die gesellschaftliche Schichtung bedingten. Das vor allem durch die Arbeiten von Georges Dumézil, Georges Duby und Otto Gerhard Oexle erschlossene, seit dem 10. Jh. – klassisch durch Bischof Adalbero von Laon (977–1030) – formulierte dreigliedrige Gesellschaftsmodell, demzufolge der *ordo* sich differenziert und hierarchisch gegliedert in *oratores* bzw. *sacerdotes*, die Geistlichkeit, *bellatores* oder *pugnatores*, den Kriegeradel, und *laboratores* (Bauern als Arbeitende) aufspalte, war somit den Zeitgenossen auch theoretisch als von den Funktionen her definiertes geläufig.<sup>17</sup> Drei als notwendig erachtete und aufein-

16 Dazu auch: Christian Meier, Griechische Arbeitsauffassungen in archaischer und klassischer Zeit, in: Bierwisch, Rolle der Arbeit (wie Anm. 1), S. 19–76.

17 Georges Dumézil, L'ideologie tripartite des Indo-Européens, Bruxelles 1958, Georges Duby, Die drei Ordnungen: Das Weltbild des Feudalismus, Frankfurt a. M. 1981; Otto Gerhard Oexle, Die funktionale Dreiteilung der „Gesellschaft“ bei Adalbero von Laon. Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im früheren Mittelalter, in: Frühmittelalterliche Studien 12 (1978), S. 1–54.

ander verwiesene, zu gegenseitiger Fürsorge und Kooperation verpflichtete, von Gott umrissene Funktionsbereiche sind in einem harmonisierenden Bild des Zusammenhangs dargestellt: *Tripertita Dei domus est, quae creditur una: Nunc orant, alii pugnant, aliique laborant. Quae tria sunt simul et scissuram non patiuntur.* (Adalbero von Laon, Carmen ad Rotbertum regem, v. 297ff.) Das neue Schema spiegelt den Durchbruch eines organologischen Gesellschaftsmodells,<sup>18</sup> dem eine Wirklichkeit korrespondieren musste, in der der gesellschaftliche Beitrag der *laboratores* als ein lebensnotwendiger Dienst für alle anderen, die nicht arbeiteten, gesehen wurde. Damit war die Diskriminierung der Arbeit als Strafe aufgehoben in einem Modell, das Berufs- und Arbeitsteilung als Konstituenten einer vom Gedanken des *bonum commune* regierten Gesellschaft anerkannte. Für eine wachsende gesellschaftliche Wertschätzung der Bauern und ein damit einhergehendes Selbstbewusstsein der Arbeitenden spricht auch das erstmalige Aufkommen von Zyklen von Monatsbildern, die jahreszeitlich typische Arbeiten einfangen, in Handschriften des 9. Jh.<sup>19</sup>

Dabei konnten, wie das Sprichwort bei Haye zeigt, offensichtlich je später je deutlicher auch die Tätigkeiten von Kriegern und Klerikern als *labor* bezeichnet werden, die soziale Minderbewertung der landwirtschaftlichen Handarbeit scheint sich weiter verringert zu haben. Wenn es sprichwörtlich sogar heißen kann *ex suo labore quevis estimanda dignitas*, jede gesellschaftliche Stellung sei nach der zu ihrer Erreichung aufgewandten Arbeit einzuschätzen, ist damit ein meritokratisches Prinzip ausgesprochen, das die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs aufgrund von Verdiensten innerhalb einer Ständegesellschaft nicht nur kennt und widerspiegelt, sondern anerkennt und damit nicht unwesentlich erleichtert.

Die Kontinuität antiker Ordnungsvorstellungen zum Thema Arbeit zeigt der Beitrag des Rechtshistorikers Gerhard Dilcher, „Arbeit zwischen Status und Kontrakt“. Angesichts der Tatsache, dass die meisten, vor allem die frühmittelalterlichen Rechtsaufzeichnungen keine oder nur randständige Regelungen zu Fragen der Arbeit besitzen, sind seine Ergebnisse bemerkenswert. Anhand einer exemplarischen Analyse von Leges, Kapitularien, Formelbüchern, der Regula Benedicti, des Wormser Hofrechts Burchards (1024/5), des Sachsenspiegels sowie städtischer Rechtsordnungen wird in weitem diachronem Überblick gezeigt, wie zunächst im Bereich der Volksrechte, die der Friedenswahrung dienten und blutige Fehden durch gerichtliche Konfliktlösungen im konsensualen Verfahren ablösen wollten, Arbeitsverhältnisse weiterhin wie in der Antike durch das Herrenrecht der *patria potestas* des Hausvaters über die *servi* bestimmt waren. Weisungsrecht, Recht auf den Arbeitsertrag, Sanktionsrecht bei Arbeitsverweigerung, all dies kam weiterhin dem Hausvater bzw. grundherrlichen Patron zu. Arbeit blieb zu Beginn des Mittelalters überwiegend durch den Status der Person rechtlich bestimmt.

Die Kapitularien zeigen demgegenüber bereits eine funktionale Differenzierung der ländlichen Arbeitsverhältnisse in der neuen Ordnung der Grundherrschaft, die ein rechtlich und funktional gebundenes Herrenrecht erkennen lässt. Der Begriff des *servitium* (Dienst) löst als Tätigkeitsbegriff den der *servitus* als Statusbezeichnung in seiner Bedeutung für die Arbeitsverhältnisse ab. Spezialisierte Handwerker werden darüber hinaus bereits als *mini-*

18 Tilmann Struve, *Pedes rei publicae*. Die dienenden Stände im Verständnis des Mittelalters, in: Historische Zeitschrift 236 (1983), S. 1–48.

19 Webster, *Labors of the Months* (wie Anm. 7).

*steriales* von jenen, die ein *opus* (Werk) als *servitium* erbringen, abgehoben. Das Hofrecht Burchards von Worms zeigt, dass die Besitz- und Standesgrenzen zwischen verschiedenen Arten von Hörigen innerhalb der *familia* ins Fließen geraten sind. Aus dem Sachsenspiegel wird deutlich, wie klar der landwirtschaftliche Bereich genossenschaftlicher Selbstgestaltung, nicht mehr grundherrschaftlicher Regelung unterliegt. Je später je mehr und vor allem im Kontext der Stadtentwicklung seit dem 12. Jh. werden auch freie Lohnarbeitsverhältnisse, die weiterhin gemäß der römischrechtlichen *locatio conductio operum* geregelt werden, häufiger. Der vertraglich geregelte Austausch der Arbeitsleistung gegen Geld, in der Antike verpönt, wird mit dem Aufkommen der stadtbürgerlichen Freiheit und der Vermehrung freier Dienst- und Arbeitsverhältnisse seines Stigmas ledig. Der Rechtskosmos der Stadt bewirkt so eine Neubewertung der Arbeit, denn hier wurde Arbeit weniger als Last und Mühsal, denn als „Amt“ aufgefasst. Namentlich im Umfeld der Universitäten entwickelte sich eine Vielzahl neuer Tätigkeiten wie die Vorlesungen von Professoren, das Abschreiben von Rechtstexten, alles Formen von Arbeit, die persönlich erworbene Kenntnisse und Fähigkeiten voraussetzten und Leistungen erforderten, die einer Nachfrage genügten: In der Stadt befestigte sich auf diese Weise die Würde der Arbeit.

In seinem eindrucksvollen Überblick über die Vorstellungen von Arbeit im monastischen Bereich, der sich von den Wüstenvätern der Spätantike über Augustin, die Benediktiner, hochmittelalterliche Reformorden wie Cluniazenser und Hirsauer, zu den Zisterziensern, den Bettelorden hin zu den Reformklöstern des späten Mittelalters spannt, geht Klaus Schreiner der Frage nach, inwiefern die *communis opinio* zutrifft, das Mönchtum habe „mit der christlichen Sinngebung der Arbeit ... erstmalig einen geistigen Trend in der westlichen Kulturentwicklung freigesetzt, der – über die Trennungslinie Spätantike-Mittelalter hinwegleitend – unbeabsichtigt weitreichende Wirkungen hervorrief, die in ihrer modernen Form noch heute zu den unentbehrlichen Essentien unserer Arbeitswelt gehören“.<sup>20</sup> Es sei zwar unbezweifelbar richtig, dass das Beispiel der arbeitenden Mönche dazu beigetragen habe, soziale Vorurteile gegenüber manueller Arbeit zu relativieren. Die materialreiche und quellennahe Studie Schreiners räumt jedoch auf mit Pauschalurteilen und macht sowohl Differenzierungen der Arbeitsdisziplin im breiten Strom monastischer *Consuetudines* wie Wandlungen in der Stringenz der Arbeitsanforderungen deutlich. Er weist nach, dass Klöster „auf ihre Weise die Arbeitsteilung und Ständetrennung der weltlichen Gesellschaft“ abbildeten. Weder bei Cluniazensern noch bei Hirsauern gehörte körperliche Arbeit zwingend zum Tagesablauf. Im Mittelpunkt stand „die liturgische Gestaltung des Arbeitsvorganges, nicht die Arbeit selbst.“ (S. 144)

Vor allem bei den Zisterziensern ist der Konflikt um den Vorrang von *vita activa* bzw. *contemplativa* deutlich. Während ihre Gründergeneration mit Bernhard von Clairvaux körperliche Arbeit als „Brot der Mühsal“ deutete, „das den um Selbstheiligung bemühten Mönch ernährt und kräftigt.“ (S. 147), in der Handarbeit der Mönche die Gewähr für ein apostelgleiches und herrschaftsfreies Leben erblickte, setzte sich seit dem Ende des 12. Jhs. in der Trennung von *labor proprius* (Arbeit der Mönche und Laienbrüder) und *labor alienus* (Dienste der Lohnarbeiter), *opus Dei* (Gebet und Liturgie) und *opus manuum* (Handarbeit)

20 Friedrich Prinz, Arbeitsethik als Wirkungsgeschichte des Christentums, in: Cistercienser-Chronik 105 (1998), H. 2, S. 317–323, hier S. 319.

eine Arbeitsteilung zwischen Chormönchen und Laienbrüdern sowie grundherrschaftlich Abhängigen durch. Während die Chormönche vornehmlich aus dem niederen Adel und vermögenden bürgerlichen Oberschichten stammten, gehörten die Konversen, die Laienbrüder, zu den handwerklichen und bäuerlichen Unterschichten.

So folgten auch die Zisterzienser einem Trend monastischen Denkens, der mindestens ebenso stark war wie das ursprüngliche Arbeitsgebot: man entwickelte Argumente, die es Mönchen aus theologischen oder gesellschaftlichen Gründen erlaubten, sich ganz oder teilweise von der Handarbeit zu dispensieren. Deshalb führt auch keine direkte Linie von der monastischen Arbeitsethik, die den *labor manuum* zum notwendigen Erwerb des Lebensunterhalts, mithin zur Autarkie, zur Vermeidung des Müßiggangs, der Zählung sexueller Begierden und zur Ermöglichung von *caritas* bei gleichzeitiger Verwirklichung eines gemeinschaftlichen Lebens nach dem Vorbild der Apostel empfahl, zur modernen Arbeitsdisziplin, wie sie etwa in den Manufakturen der frühen Neuzeit entwickelt wurde. Bernhards von Clairvaux Bemühungen um einen Ausgleich zwischen tätigem und beschaulichem Leben führten ihn zu einer Bedeutungserweiterung des Begriffs *labor*, der seitdem auch die Predigt einschloss, mithin auch geistige Arbeit als *labor* bezeichnete. Auch Reformkanoniker des 12. Jh. suchten eine solche Synthese von Arbeit und Gebet zu verwirklichen.

Bei den Bettelorden zeigte sich gleichfalls eine allmähliche Aushöhlung des Arbeitsgebots. Während der Ordensgründer Franziskus für die Minderbrüder echte Handwerksarbeit und nur in Notsituationen das Betteln für den Erwerb des Lebensunterhalts vorgesehen hatte, sahen später Angehörige der Bettelorden ihre Seelsorge- und Predigtstätigkeit ebenfalls als Form der Arbeit, für die sie Almosen erwarten konnten. Schließlich begründete der Dominikaner Thomas von Aquin u. a. mit dem Verweis auf den Arbeitscharakter geistiger Anstrengung, weshalb im Interesse des *bonum commune* keineswegs alle körperlich arbeiten müssten. Diese Erweiterung des Begriffs *labor* auch auf geistige Arbeit und das Abschreiben von Texten erwies sich als folgenreich nicht nur für alle monastischen Reformorden des Hoch- und Spätmittelalters, sondern, wie Schreiner thesenhaft formuliert, „ermöglichte ... den Beitrag der Mönche zur Kontinuität der europäischen Kultur.“ (S. 170)

Während demnach die Antike die mit Handarbeit verbundenen Lebensformen streng vom *bios theoretikos* der höheren Schichten getrennt hatte, wurde im Laufe des Mittelalters aus der Verbindung beider, aus der Einsicht in ihre wechselseitige Ergänzung ein neues Lebensideal geformt. Eine weiterführende Frage ergibt sich jedoch aus dem Aufsatz von Schreiner: Die Ansätze für die Bedeutungserweiterung von *labor* lagen schon in der Spätantike: vor allem Johannes Cassian, Klostergründer von St-Victor in Marseille, hatte zu Beginn des 5. Jhs. nicht nur den geistlichen Nutzen einer Verbindung von Arbeit und Gebet empfohlen, sondern in seiner Schrift „*De institutis coenobiorum*“<sup>21</sup>, die die Erfahrungen des ägyptischen Mönchtums an den Westen vermittelte, ausdrücklich erläutert, dass auch das Abschreiben von Texten zum *labor manuum* zu rechnen sei. Warum aber kam erst im Hochmittelalter diese Sichtweise zu breiterer Wirkung? Ist sie wirklich Bernhard als geistige Leistung zuzurechnen, wie Schreiner es vermittelt, oder rezipierte der berühmte Zisterzienser nur spätantike Auffassungen? Hier ist noch weitere Forschungsarbeit zu leisten.

---

21 Hrsg. von Michael Petschenig, *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum* 17 (Wien 1888), IV, 12; V, 39.

Die praktischen Auswirkungen monastischer Arbeitsethik erhellen die technikgeschichtlichen Beiträge von Dietrich Lohrmann und Horst Kranz. Die Verwendung der archimedischen Schraube zum Wasserheben, die Lohrmann zwischen Spätantike und früher Neuzeit verfolgt, war schon im ägyptischen Mönchtum üblich. Bereits die Regel des Pachomius war Mitte des 4. Jhs. bestrebt, die Mönche in Klöstern von schwerer körperlicher Arbeit beim Heranschaffen von Wasser durch die Benutzung technischer Hilfsmittel wie des Wasserschwengels und der Wasserschraube zu entlasten. Die Mönchsväter des Jura verfahren ein Jahrhundert später ähnlich. Auch die Benediktsregel sah vor, dass an den Standorten von Klöstern nach Möglichkeit Wassermühlen vorhanden sein sollten. „Der Einsatz von Mechanik und Maschinen im westlichen Mönchtum beginnt somit nicht im 12. Jh. mit den Zisterziensern – wie auch von guten Kennern immer noch angenommen –, sondern früh mit der Entstehung des koinobitischen Mönchtums.“ (S. 172)

Wie im Bereich der Theorie war also auch in der Praxis das spätantike Mönchtum wegweisend für eine fruchtbare Verbindung (erleichterter) manueller und geistlich-geistiger Arbeit. Die Forschung hat vielfach hervorgehoben, dass sowohl die Vorstellung eines Schöpfergottes, dem sich der Mensch als *imago Dei* anzuverwandeln bestrebt war, als auch die Sicht der Arbeit als wertvolles Mittel auf dem Weg zur Entwicklung des spirituellen Selbst gerade das Christentum im Unterschied etwa zum Buddhismus zu einer Religion gemacht habe, die technischem Fortschritt – auch die Fortschrittsidee war ein Ergebnis christlichen Geschichtsdenkens – förderlich gewesen sei.<sup>22</sup>

Im Falle der Wasserschraube wurde die Rezeption der antiken Beschreibung, die Vitruv im letzten Buch seines Architekturtraktates von dieser technischen Errungenschaft angefertigt hatte, wichtig für die weitere Verwendung. Seit dem 8. Jh. bekannt, wurde sie erst im späten 15. Jh. gleichsam als „Bauanleitung“ benutzt und fand vor allem in den Niederlanden ab 1600, angetrieben durch Windkraft, im Kontext des Deichbaus und der Entwässerung des Landes bedeutende Verwendung.

Horst Kranz' Fallstudie zum wirtschaftlichen Engagement des Lütticher Zisterzienserklosters Val Saint-Lambert um die Wende zum 14. Jh. zeigt den von Schreiner theoretisch angesprochenen Wandel der Arbeitsauffassung von der Gründergeneration der Zisterzienser, die noch mit Abaelard der Ansicht war, dass Mönche, die vom *labor alienus* lebten, die ihnen von Gott geschenkte Freiheit verspielten, hin zur späteren Sicht, die den *labor alienus* zulasten der Grangienorganisation förderte: eine indirekte Bewirtschaftung der Domäne durch Verpachtung, der Erwerb von Zehnten, renditeträchtige Investitionen in den Bau eines Entwässerungskanals für die Kohleförderung, die Gewährung und der Erwerb von Konzessionen zum Kohleabbau, die Einnahme von terrage (Abbauzins) und Kanalgebühren, alles markt- und gewinnorientierte Maßnahmen, wurden nun keineswegs mehr als unvereinbar mit den Konstitutionen des Ordens gesehen.

Die Weite des Spektrums von Tätigkeiten zu dokumentieren, die nach mittelalterlichem Verständnis als „Arbeit“ gesehen und bezeichnet werden konnten, sind die Beiträge von Kay Peter Jankrift und Laurenz Lütteken bestens geeignet. Jankrift verfolgt in großen Zügen die Selbst- und Fremdwahrnehmung ärztlicher Tätigkeit und konstatiert eine deutliche Ambi-

22 Z. B. George Ovitt, Jr., The Cultural Context of Western Technology: Early Christian Attitudes toward Manual Labor, in: The Work of Work, hrsg. von A. J. Frantzen/D. Moffat, Glasgow 1994, S. 71–94.

valenz der Haltungen, mit denen Heilkundige sich im Laufe des Mittelalters konfrontiert sahen. Während das Frühmittelalter, das Leiden und Krankheit als naturgegebenen Aspekt der Schöpfung begriff, im Zeichen der Klostermedizin stand und das Wirken des Arztes lediglich als ein Vermitteln der Wunderkraft des *Christus medicus*, des einzig wahren Arztes, sah, und auch die hagiographische Tradition mit dem heiligen Geschwisterpaar Kosmas und Damian Heilkundige vorstellte, die ohne Entlohnung behandelten, kam es spätestens seit dem Hochmittelalter und den Beschlüssen des vierten Lateranum zu einer „Verlagerung der heilkundlichen Tätigkeit von den Mönchsärzten in weltliche Hände“ und zu einer scharfen Trennung zwischen der Chirurgie als Handwerksberuf und der inneren Medizin, die an Universitäten gelehrt und von *physici* ausgeübt wurde (S. 205 f.). Erst recht im Spätmittelalter ergab sich daher ein abweichendes Bild: der Chirurg und Wundarzt verrichtete aus der Sicht der Zeitgenossen durchaus eine Arbeit, für die er z. T. nicht unbeträchtliche Entlohnung erhielt.

Die wechselnden Einstellungen zu Medizin und Musik haben, und dies zu problematisieren ist das Verdienst des Beitrags von Laurenz Lütteken, mit der Zuordnung der Tätigkeit entweder zu den seit der Antike geläufigen *artes liberales* oder zu den *artes mechanicae* zu tun, wie sie seit dem 9. Jh., wirkungsmächtig dann vor allem im 12. Jh. durch Hugo von St-Victor im „Didascalion“ (um 1130) zum Zwecke der Aufwertung handwerklicher Tätigkeiten definiert wurden.<sup>23</sup> Während die Zuordnung der Musik(theorie) zu den *artes liberales* seit der Antike ihre Sicht als „Arbeit“, handwerkliche und zweckgerichtete Tätigkeit, unmöglich machte, ergab sich mit den erhöhten Anforderungen an die (mehrstimmige) musikalische Praxis seit dem 12. Jh. ein Auseinanderklaffen zwischen der *ars musica* „an der Spitze einer gelehrten Hierarchie“ und der Musikausübung, dem *usus* oder *cantus*, der „eines immer höheren Grades an tätiger Professionalisierung bedurfte.“ (S. 214 f.) Während in der karolingischen Hofkapelle die Ausübung der Musik in den Händen eben der geistlichen Elite gelegen hatte, die es als sozial deklassierend empfunden hätte, mit einem „Handwerk“ in Verbindung gebracht zu werden, ergab sich im Spätmittelalter, vor allem im Umfeld der päpstlichen Kapelle in Avignon eine Auflösung dieses Grundwiderspruchs in der Zuordnung von Musik. Hier zuerst wurden beide Bereiche der musikalischen Wirklichkeit, Komposition und Ausführung, in einem Musikbegriff zusammengeführt und in der Kapelle vereinigt. Diese wurde von einer Institution mit primär liturgischen Aufgaben zu einer Einrichtung mit vorwiegend musikalischer Zweckbestimmung. Gegen 1500 konnte dann auch das Komponieren, Teil der theoretischen *ars musica*, als zu entlohnende Tätigkeit begriffen werden.

Auf die wachsende Wertschätzung handwerklicher Tätigkeiten im Laufe des Mittelalters verweist auch der kunsthistorische Beitrag von Ute Dercks, der sich mit der Darstellung von Monatsarbeiten im Kontext hochmittelalterlicher sakraler Portalskulptur in Oberitalien beschäftigt. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, dass dieses profane Sujet im Übergang zum 13. Jh. zunehmend breiteren Raum und übergeordneten Platz in der Hierarchie des Portaldekors einnahm. Gleichzeitig verlagerte sich der Akzent von einer an der Antike geschulten

---

23 Ursula Schäfer (Hrsg.), *Artes im Mittelalter*, Berlin 1999; Peter Sternagel, *Die artes mechanicae im Mittelalter. Begriffs- und Bedeutungsgeschichte bis zum Ende des 13. Jhs.*, überarb. Fassung, München 1967.

Darstellung der Monate durch einen in diesem Zeitraum besonders verehrten Gott in Richtung auf die anschauliche Abbildung der den jeweiligen Monaten zugeordneten Tätigkeiten. Anhand vielfältiger, detailliert beschriebener Beispiele zeigt sie, dass sich „ein grundsätzlicher Wandel im Verständnis und eine zunehmende Wertschätzung der *vita activa* gegenüber der *vita contemplativa* in der oberitalienischen Skulptur des 12. Jhs. abzeichnete.“ (S. 244)

Eine weiterführende Frage ergibt sich, wenn sie an einigen Stellen den Vergleich zur gleichzeitigen französischen Skulptur anstellt, die keine gleichsinnige Entwicklung durchlief: sind die von ihr ins Feld geführten wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Veränderungen, die Italien im 12./13. Jh. durchmachte, die Wiederbelebung des Handels, die infolgedessen wachsende Prosperität der Städte, die mit der Ausbildung autonomer Stadtkommunen einhergingen, in Frankreich schwächer ausgeprägt gewesen als in Italien oder dürfen wir keine derart lineare Verbindung zwischen städtischer Wirtschaftsentwicklung und Entfaltung eines neuen Selbstbewusstseins der Arbeitenden ziehen? Hier wären weitere Fallstudien zur französischen Skulptur und der gleichzeitigen ökonomischen Entwicklung in der jeweiligen Region sinnvoll, um voreilige Generalisierungen der Befunde zu vermeiden.

Denn vor allem der abschließende Beitrag von Gerhard Jaritz verdeutlicht, in welchem Maße gerade die spätmittelalterliche Verbildlichung von Arbeit situations-, kontext- und publikumsbezogen und damit –gebunden war. Das „Motiv der Relevanz des Eigenen“ (S. 247) war vielfach ausschlaggebend für die Komposition, die Abbildung erfolgreicher Arbeit einer bestimmten Gemeinschaft, z. B. das Entleeren von Erzkörben im südböhmischen Kuttenberger Kantonale von 1490, stiftete Identität. Die Gemeinschaft vergewisserte sich ihrer selbst in der künstlerischen Visualisierung ihrer Arbeit. Dieser gemeinschaftsstiftende Charakter der bildlichen Wiedergabe von Arbeit ging einher mit einer häufig moralisierenden Intention.

Abschließend sei noch auf einen im Band nicht berücksichtigten Bereich des Themas „Arbeit im Mittelalter“ hingewiesen, der weiterer Erforschung dringend bedürfte: hagiographische Texte. Um nur zwei Beispiele für diese Gattung vorzustellen: die 520 entstandene „Vita Genovefae“,<sup>24</sup> zum anderen die Vita der heiligen Elisabeth Dietrichs von Apolda aus dem Jahre 1289,<sup>25</sup> in denen das Wirken zweier außergewöhnlicher Frauen beschrieben wird und in denen im chronologischen Vergleich eine erheblich veränderte Beurteilung von (Hand)Arbeit erkennbar wird.

Genovefa, die 420 in Nanterre geboren wurde, dürfte wahrscheinlich von einem fränkischen Offizier in römischen Diensten abstammen. Nach dem Tod ihrer Eltern kam sie, die sich schon früh zu einem asketischen Leben entschlossen hatte, nach Paris. Beim Einfall Attilas nach Gallien hinderte sie die vermögenden Bürger an der Flucht und am Transfer ihrer Mittel. Genovefa versammelte in ihrem Haus regelmäßig den Klerus der Stadt, veranlasste den Bau der Basilika über dem Grab des Märtyrers Dionysius (St-Denis) und linderte die Versorgungsschwierigkeiten, die Paris durch eine Blockade erlitt: es gelang ihr, mit elf für Getreidetransporte ausgerüsteten Schiffen auf Seine und Aube über 150 km hinweg Getreide

24 Martin Heinzlmann/Joseph-Claude Poulin, *Les vies anciennes de s. Geneviève de Paris: Etudes critiques* (= Bibliothèque de L'École des Hautes Études 329), Paris 1986.

25 Matthias Werner, *Die Elisabeth-Vita des Dietrich von Apolda als Beispiel spätmittelalterlicher Hagiographie*, in: *Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im Spätmittelalter*, hrsg. von H. Patze (Vorträge und Forschungen 31), Sigmaringen 1987, S. 523–541.

heranschaffen zu lassen; sie selbst überwachte das Brotbacken und sorgte für eine teilweise kostenlose Verteilung. Über ihrem Grab ließ Chlodwig, wohl zum Dank für seinen Sieg über die Westgoten bei Vouillé im Jahre 507, eine Kirche errichten und bestimmte sie zu seiner Grablege. Die Vita der Heiligen niederzuschreiben, ging auf die Veranlassung der Königin Chrodechilde zurück, einer Katholikin, die zuletzt am Martinsgrab in Tours lebte und für die Abfassung einen der dortigen Kleriker gewann, der uns dieses Bild einer Jeanne d'Arc des 5. Jhs. überliefert hat.

Der Lebensweg der heiligen Elisabeth von Thüringen (1207–1231), der schon vor dem Tod ihres Mannes von den religiösen Armutsbewegungen ihrer Zeit geprägt war, ist so bekannt, dass er hier nicht im einzelnen in Erinnerung gerufen zu werden braucht. Der Erfurter Dominikaner Dietrich von Apolda vereinigte Texte aus dem Heiligsprechungsprozess, mündliche Legenden und historiographische Zeugnisse zu einem traditionsbildenden Werk. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der „Arbeit“ dieser beiden Heiligen in der Darstellung sind auffällig. Der Dienst an Gott ist fraglos in beiden Viten das Hauptmotiv für Arbeit. Die Sicht von Arbeit als Gottesdienst eignet dem gesamten hagiographischen Diskurs, nicht nur den beiden herausgegriffenen Texten. Beide Heilige werden als Sklavinnen bzw. Dienerinnen Gottes beschrieben, deren Aufgabe es ist, den Willen des Herrn auszuführen. Aber: in der Genovefa-Vita wird die Erhabenheit der Heiligen gegenüber anderen Menschen geschildert, indem sie nicht einmal die zu ihren Wundern notwendigen Handarbeiten selbst verrichtet, sondern andere dazu beauftragt. Sie selbst beschränkt sich auf Gebete und Befehle.

Elisabeths Wunder dagegen ergeben sich aus harter eigener Handarbeit. Versinnbildlicht wird dieser Unterschied auch in den Bauten der beiden Heiligen. Während Genovefa eine Basilika baut, eine Art Palast für Gott, baut Elisabeth zwei Spitäler, Zufluchtsstätten für Arme und Kranke. In der Elisabeth-Vita besteht Arbeit in eigener Dienstleistung, die mit Selbsterniedrigung einhergeht, in der Genovefa-Vita gleicht Arbeit eher den Tätigkeiten eines Herrschers, der seinen Untertanen Wohltaten erweist, aber gleichzeitig seine Macht darstellt.

Die Elisabeth-Vita zeigt, deutlich beeinflusst von der Armutsbewegung, eine wesentlich positivere Wertung von Handarbeit als ihr frühmittelalterliches Pendant. Dieser Wandel geht einher mit einem veränderten Gottesbild, das sich ebenfalls in den jeweiligen Texten spiegelt. Elisabeth entspricht dem barmherzigen und liebenden Gott des Hochmittelalters, der erst seit der sog. Renaissance des 12. Jh. auch menschliche Züge gewann, so dass die neuplatonische Vorstellung einer *homoiosis theou*, einer Annäherung an Gott, in der Theologie der Zeit aufkam. Sie geht auf ihre Mitmenschen zu, indem sie ihnen *caritas* gewährt. Genovefa vermittelt Macht und Erhabenheit Gottes, des Pantokrators des frühen Mittelalters.

Das hagiografische Beispiel verweist wie schon insonderheit die Beiträge von Klaus Schreiner und Thomas Haye in diesem Band auf die mutmaßlich enge, aber schwierig konkret nachzuweisende Wechselwirkung zwischen Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Arbeit. Besonders in diesem Bereich, so zeigte die Tagung, bestehen offene Fragen, die als Anregung für weitere Forschungen zur mittelalterlichen Vorstellungsgeschichte der Arbeit dienen mögen.

# „Wahrnehmung“ der Arbeit als Erkenntnisobjekt der Geschichtswissenschaft<sup>1</sup>

Den folgenden Beiträgen einer Tagung über „Arbeit in der Wahrnehmung des Mittelalters“ eine kurze Erläuterung des methodischen Zugriffs auf das Thema und des dahinter stehenden Forschungsansatzes voranzustellen, entspricht den Erfordernissen einer modernen Mediävistik, die dank ihrer ungeheuren Vielfalt an Themen und Herangehensweisen nicht mehr nur ihre Ergebnisse aus den Quellen belegen, sondern auch ihr eigenes Vorgehen darlegen und begründen muss, wenn sie verstanden werden will. Im Zuge einer verfeinerten Quellenkritik, vor allem aber einer anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Ausrichtung der Geschichtswissenschaft fragt man zunehmend und gerade in den letzten Jahren immer häufiger nach der „Wahrnehmung“ der Zeitgenossen von dem, worüber sie berichten, dem „Faktum“, worunter hier jegliches Geschehen und jeglicher Zustand aus der Vergangenheit oder Gegenwart des Berichtstatters verstanden werden soll. Ich selbst bevorzuge demgegenüber den Begriff „Vorstellung“ oder „Vorstellungswelt“ und werde das gleich näher erläutern.<sup>2</sup> Der geschichtstheoretische Hintergrund ist schnell skizziert. Er resultiert aus einer veränderten Sichtweise der oder eines Teils der modernen Geschichtswissenschaft gegenüber ihren Quellen bzw. aus einer Verlagerung oder zumindest einer Erweiterung unserer Erkenntnisinteressen, und zwar in doppelter Hinsicht:

– In bezug auf den Gegenstand der Betrachtung verschiebt sich das Erkenntnisinteresse vom historischen Geschehen, den *res gestae*, im weitesten Sinn, zur Spiegelung dieses Geschehens, nicht nur im Sinne einer *narratio rerum gestarum*, sondern mit Blick eben auf die hinter der erzählenden Darstellung stehenden Wahrnehmungen und Denkvorstellungen, Sichtweisen und Urteile. Das entspricht einer Verschiebung der (Forschungs-) Perspektive von der „Geschichte“ als Prozess zu den Menschen in diesem Prozess.

---

1 Der diesem Beitrag zugrunde liegende Vortrag, der auch im Namen des Mediävistenverbandes zu halten war und mit entsprechenden Grußworten eingeleitet wurde, sollte sowohl eine methodische Einführung als auch einen ersten Überblick über die Forschung geben. Der Veranstalterin der Tagung sei im Namen des Verbandes auch an dieser Stelle für dieses wichtige interdisziplinäre und kulturwissenschaftliche Projekt gedankt. Persönlich kommt es meiner Vorliebe für Vorstellungswelten, Wahrnehmungsweisen und Mentalitäten der mittelalterlichen Menschen sehr entgegen.

2 Vgl. Hans-Werner Goetz, „Vorstellungsgeschichte“: Menschliche Vorstellungen und Meinungen als Dimension der Vergangenheit. Bemerkungen zu einem jüngeren Arbeitsfeld der Geschichtswissenschaft als Beitrag zu einer Methodik der Quellenauswertung, in: Archiv für Kulturgeschichte 61 (1979, erschienen 1982), S. 253–271.

– Im Hinblick auf die Methode bzw. den Stellenwert der „Quellen“ verlagert sich die Perspektive vom „Zeugnis“ (der Quelle) zum „Zeitzeugen“ (dem Verfasser) aber auch zu den Rezipienten und damit einem größeren Adressatenkreis.<sup>3</sup>

In einer anthropologisch ausgerichteten Geschichtswissenschaft interessieren mit anderen Worten nicht nur die Handlungen der Menschen, sondern auch deren Sichtweisen, wird nicht nur das Geschehen, sondern auch die Wahrnehmung des Geschehens, nicht nur der Bericht in seinem faktischen Gehalt, sondern in seiner bewussten Stilisierung wichtig genommen, sind Vorstellungen und Wahrnehmungen, Vorstellungswelten und Wahrnehmungsmuster der Quellenautoren nicht mehr nur als Teil der Quellenkritik von Bedeutung, sondern zu einem eigenen Erkenntnisobjekt geworden. Wenn Johannes Fried in diesem Zusammenhang – begrifflich missverständlich, doch in der Sache äußerst wichtig – von einer „doppelten Theoriebindung des [modernen] Historikers“ gesprochen hat,<sup>4</sup> so geht es hier zunächst nur um eine Seite, nämlich um die „moderne“, das heißt geschichtswissenschaftliche, Erfassung der mittelalterlichen „Theoriebindung“.

Dieser Forschungsansatz soll im folgenden theoretisch reflektiert werden, indem ich den Weg vom „Faktum“, dem Berichteten, über die „Wahrnehmung“ zur „Darstellung“ dieses Faktums, dem Quellenbericht, durch den mittelalterlichen Zeitgenossen sowie den rückschreitenden Erkenntnisprozess des modernen Historikers von der Darstellung, der „Quelle“, zu den Ursprüngen des Dargestellten skizziere. Dabei sind zunächst verschiedene „Schritte“ oder Faktoren zu unterscheiden und auch begrifflich zu differenzieren (vgl. Grafik 1). Was ist gemeint, wenn wir von der „Wahrnehmung“ eines „Faktums“ durch den (späteren) Verfasser unserer Quelle sprechen? Genau genommen, ist „Wahrnehmung“ zunächst ein sinnlicher Vorgang, der sich in unserem Fall sowohl auf die optische Wahrnehmung eines Augenzeugen, die akustische Wahrnehmung eines auf mündlichen Traditionen fußenden Zeitzeugen wie auf die nochmals optische, aber sekundäre bzw. bereits rezipierende Wahrnehmung eines Lesers beziehen kann, der seine Kenntnisse seinerseits aus Büchern schöpft. Und letzteres ist, nicht nur im Mittelalter, zweifellos der am häufigsten begegnende Fall. Wie es mit dieser sinnlichen Wahrnehmung des Menschen bestellt ist, bleibt trotz neurologischer Schwerpunktarbeiten in diesem Bereich bis heute ein Problem – hier mag vielleicht eine Erinnerung an den Vortrag von Wolf Singer auf dem Aachener Historikertag des Jahres 2000 genügen<sup>5</sup> – und für den Mediävisten, dem entsprechende „Quellen“ in Form von Versuchspersonen fehlen, letztlich kaum erschließbar. Kaum überraschend ist hingegen die Erkenntnis, dass die menschliche Wahrnehmung erheblich abweicht von der tatsächlichen Struktur des Wahrgenommenen, sei das nun ein Gegenstand, ein Vorgang oder ein historisches „Faktum“: Unsere Quellen berichten das Geschehen natürlich nicht so, wie es sich ereignet hat, sondern wie sie es wahrgenommen haben oder wahrnehmen und darstellen wollten, eine altbekannte Tatsache, die eine moderne Quellenkritik überhaupt erst hervorgebracht hat. Das liegt, naturwissenschaftlich erklärt, aber auch daran, dass das Wahrgenommene bereits

3 Vgl. Hans-Werner Goetz, *Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung*, Darmstadt 1999, S. 166ff.

4 Johannes Fried, *Gens und regnum. Wahrnehmungs- und Deutungskategorien politischen Wandels im früheren Mittelalter. Bemerkungen zur doppelten Theoriebindung des Historikers*, in: Jürgen Miethke/Klaus Schreiner (Hrsg.), *Sozialer Wandel im Mittelalter. Wahrnehmungsmuster, Regelungsmechanismen, Sigmaringen 1994*, S. 73–104.

5 Vgl. Wolf Singer, *Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen*, in: Max Kerner (Hrsg.), *Eine Welt – Eine Geschichte? 43. Deutscher Historikertag in Aachen 2000, Berichtsband*, München 2001, S. 18–27.

mit dem „Reservoir“ unserer Denk- und Vorstellungsmuster wahrgenommen, begriffen, gedeutet und eingeordnet wird. Nicht minder bekannt ist die Tatsache, dass die Reproduktion unserer Erinnerungen im Verlauf der Zeit beträchtlichen Umformungen unterworfen ist, ein zentrales und doch selten genügend beachtetes Problem der „oral history“.

Entscheidend für den methodischen Zugriff seitens der Geschichtswissenschaft ist folglich seit jeher das Verhältnis von „Realität“ und „Wahrnehmung“, also das Problem der „Umformung“ der „Realität“ in der (spontanen) Wahrnehmung einerseits und in der historischen Erinnerung andererseits<sup>6</sup> sowie weiterhin das Problem der (Um-) Formung des Wahrgenommenen in einen – im Fall der Mediävistik vorwiegend schriftlichen – (Quellen-) Bericht. Auch das ist ein altbekanntes Problem der Geschichtswissenschaft, die sich früher jedoch weitgehend auf die Feststellung der „Tendenz“ des Autors beschränkt hat, während heute breiter nach der „Verformung“ der Fakten insgesamt durch den (späteren) Autor gefragt wird.<sup>7</sup> Bereits der wertende und ein ursprüngliches „Wahres“ voraussetzende Begriff der „Verformung“ deutet allerdings an, dass hier immer noch das durch unseren Autor verformte „Faktum“ und nicht der Zeitgenosse selbst mit seiner sich in der „Verformung“ niederschlagenden Denkweise im Zentrum des Erkenntnisinteresses steht. Die an Widukind von Corvey exemplarisch untersuchte „Verformung durch mündliche Tradition“ ist zudem nur ein Element in einem langen „Verformungsprozess“, mit dem eine nähere Beschäftigung durchaus lohnenswert erscheint.

Tatsächlich haben wir es hier mit einem komplizierten Erkenntnis- und Verschriftungsprozess zu tun, in dem auch die „Wahrnehmung“ nur einen Faktor neben vielen anderen ausmacht. Der Weg vom „Faktum“ zu dessen Darstellung in der Quelle ist vielmehr durch eine ganze Reihe von Faktoren beeinflusst. „Fassbar“ ist die mittelalterliche Geschichte für die Geschichtswissenschaft natürlich ausschließlich in der Darstellung bzw. in der Hinterlassenschaft jeglicher Art, die in sich bekanntlich noch nicht „Realität“, sondern eben (verformt) wahrgenommene „Realität“ und zudem „stilisierte“, auch „konstruierte“ und in jedem Fall subjektive Wiedergabe ist. Sie ist – auf der literarischen Ebene – daher durch literarische ebenso wie sprachliche Traditionen (literarische Gattung, Sprach- und Stilmuster, *imitatio*) geprägt und – auf der kognitiven Ebene –, neben dem Wissen und den Fähigkeiten, der „Bildung“, des Autors, einmal durch den Prozess des Erinnerns und Vergessens, vergrößernd gesagt: durch die „Auswahl“ des Berichteten, zum andern durch dessen bewusste Intentionen und Darstellungsabsichten, einschließlich seiner „Tendenzen“, bestimmt. Alle diese Einflüsse können ebenso bewusst wie unbewusst wirksam werden.

Das bisher Gesagte geschieht im übrigen immer noch unter der Voraussetzung, dass es sich bei dem erhaltenen Quellenbericht wirklich um etwas „Wahrgenommenes“ im weitesten Sinn

6 Vgl. Johannes Fried, Erinnerung und Vergessen. Die Gegenwart stiftet die Einheit der Vergangenheit, in: Historische Zeitschrift 273 (2001), S. 561–693.

7 Vgl. Gerd Althoff, Verformungen durch mündliche Tradition. Geschichten über Erzbischof Hatto von Mainz, in: Hagen Keller/Nikolaus Staubach (Hrsg.), *Iconologia Sacra. Mythos, Bildkunst und Dichtung in der Religions- und Sozialgeschichte Alteuropas*, Festschrift Karl Hauck zum 75. Geburtstag (=Arbeiten zur Frühmittelalterforschung 23), Berlin 1994, S. 438–450; Johannes Fried, Die Königserhebung Heinrichs I. Erinnerung, Mündlichkeit und Traditionsbildung im 10. Jahrhundert, in: Michael Borgolte (Hrsg.), *Mittelalterforschung nach der Wende 1989* (Historische Zeitschrift, Beiheft 20), München 1995, S. 267–318. Einen kritischen Überblick gibt jetzt Johannes Laudage, Widukind von Corvey und die deutsche Geschichtswissenschaft, in: ders. (Hrsg.), *Von Fakten und Fiktionen. Mittelalterliche Geschichtsdarstellungen und ihre kritische Aufarbeitung* (=Europäische Geschichtsdarstellungen 1), Köln/Weimar/Wien 2003, S. 193–224.

handelt und nicht um etwas rein „Fiktives“, vollkommen Erfundenes. Deshalb haben Literaturwissenschaftler ihre Probleme mit dem Begriff der „Wahrnehmung“, den Historiker vermutlich gerade deshalb so gern verwenden, weil er voraussetzt, dass dahinter noch eine historische „Realität“ steht, während „Vorstellungswelten“ als Begriff und Untersuchungsobjekt hier eine Brücke schlägt und für Geschichts- und Literaturwissenschaft vielleicht gleichermaßen akzeptabel ist. Auf der anderen Seite verdeutlicht das Gesagte aber auch, dass jeder schriftliche Bericht, auch der historische, ein stilisierter und damit ein Stück Literatur oder auch „Fiktion“ ist, ohne dass daraus „postmodern“ gleich die Folgerung zu ziehen wäre, es sei alles nur erfunden oder es gäbe keinen „hors-texte“. Jeder „Text“ hat seine (historischen) Hinter- und Beweggründe, und das mag uns Historiker insofern tröstlich stimmen, als man uns auch weiterhin braucht, auch wenn die Textanalyse ebenso gut oder gar besser von Literaturwissenschaftlern geleistet werden könnte. Geht die Annahme einer „Fiktionalität“ unserer Texte daher zu weit, so sollte deren „Literalität“ heute hingegen außer Frage stehen und uns als solche durchweg bewusst sein, doch bedeutet das noch längst nicht, dass eine solche Erkenntnis auch bereits genügend angewandt und bei der geschichtswissenschaftlichen „Interpretation“ oder Quellenanalyse beachtet würde. Hier scheint der Lernprozess noch keineswegs abgeschlossen.

Die vorgetragenen Überlegungen berühren noch einen weiteren wichtigen Aspekt (linker Teil der Grafik), nämlich das Verhältnis von „Faktum“ und „Wahrnehmung“ sowie vor allem von „Wahrnehmung“ und „Vorstellung“. Die „Wahrnehmung“ im eigentlichen Sinn, als „sinnliche Wahrnehmung“ ist, so möchte ich meinen, für die Geisteswissenschaft, und zumal bei der hier zu behandelnden Frage der „Wahrnehmung der Arbeit“, weniger interessant, es sei denn, man fragt unmittelbar nach der Wahrnehmungsweise mittelalterlicher Menschen: Das wäre ein interessantes Forschungsprojekt im Hinblick auf eine Zusammenarbeit von Geistes- und Naturwissenschaften, doch sind der Mediävistik hier von den Quellen her zweifellos enge Grenzen gesetzt. Einer anthropologischen Geschichtswissenschaft kommt es hingegen weniger auf den Akt der Wahrnehmung als vielmehr auf deren innere Verarbeitung, die Bewusstmachung oder Bewusstwerdung oder auch die Selbstvergewisserung des Wahrgenommenen, also auf dessen – jeweils subjektives – Verständnis durch den Menschen an. Dieses Verständnis aber ist geprägt durch das bereits vorhandene Wissen und durch die auf Wissen und Erfahrung gründenden Vorstellungen der Menschen: Erst die Vorstellungswelt macht die (sinnliche) Wahrnehmung zu einer bewussten Wahrnehmung! Deshalb ist – ich bleibe dabei – nicht die „Wahrnehmung“, sondern die Vorstellungswelt das eigentlich interessante Forschungsobjekt einer anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Geschichtswissenschaft. Und tatsächlich ist genau das gemeint, wenn Historiker/innen heute – semantisch nicht ganz exakt – von „Wahrnehmung“, auch von der „Wahrnehmung der Arbeit“, sprechen. Der Vermittlungsprozess geht zunächst sicherlich vom Faktum zur Wahrnehmung, also zum wahrgenommenen Faktum, entscheidend aber ist die geistige Verarbeitung dieser Wahrnehmung mittels der Vorstellungswelt, die zur Deutung und gegebenenfalls, oder auch zumeist, zur Bewertung des wahrgenommenen Sachverhalts führt. Erst daran kann sich dann die „materielle“ Verarbeitung, im Regelfall also die Verschriftlichung, des Wahrgenommenen unter Einschluss der „Tendenz“ des Autors und der anderen, oben beschriebenen Faktoren anschließen. „Tendenz“ ist jetzt jedoch keinesfalls mehr ausschließlich eine politische, sondern zuerst eine geistige, mentale oder auch ideologische „Tendenz“: Die mittelalterliche Vorstellung von der „Arbeit“ kann in dieser Hinsicht durch viele – mehrheitlich zweifellos außerpolitische – Einflüsse hervorgerufen worden sein und durch

viele verschiedene Absichten weitervermittelt werden. Auch das ist eine Erkenntnis, die in der Geschichtswissenschaft noch viel zu wenig beachtet oder im Einzelfall abgeklärt wird und der unsere Quellenkunden mitnichten Rechnung tragen.

Ein letztes: Der dargestellte Prozess – und ich bin mir bewusst, dass ich diesen hier sehr verkürzt besprochen habe und dass darin noch eine Reihe weiterer Faktoren wirksam wird – ist von der Geschichtswissenschaft zugrunde zu legen, wenn sie nun – auf der Ebene der „Gegenwart“ (unterer Teil der Grafik) – den umgekehrten Weg einschlägt, um aus dem Quellenbericht das Wahrgenommene sowie die Wahrnehmung und Vorstellung selbst zu erschließen. Dabei sind die genannten Einflüsse – zumindest quellenkritisch – zu eruieren und zu berücksichtigen. Das ist gewiss nicht grundsätzlich neu, wird heute aber doch weit differenzierter und umfassender gesehen als in früheren Zeiten. Eine traditionelle Geschichtswissenschaft wird all das als Problem einer – hier gegenüber dem „Historismus“ gleichwohl beträchtlich erweiterten – Quellenkritik betrachten und weiterhin nach dem „Faktum“ fahnden. Eine moderne Mediävistik aber kann – und ich betone: „kann“ und nicht: „muss“ – auch diesen Prozess selbst zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen und somit bei der Erfassung der Wahrnehmungen und Vorstellungen haltmachen, wie das hier im Hinblick auf die mittelalterlichen Vorstellungen von der Arbeit geschehen soll (in der Grafik ist das durch den schwarzen Balken angedeutet): Nicht mehr die Arbeit selbst interessiert bei einem solchen Ansatz – obwohl auch das ein wichtiges geschichts- und kulturwissenschaftliches Thema wäre –, sondern die menschliche Auffassung davon. Ich möchte allerdings dringlich davor warnen, das nun der „historischen Realität“ entgegenzusetzen, und vielmehr betonen, dass auch die menschliche Vorstellungswelt „historische Realität“ oder ein Teil davon ist, nämlich eine geistige Realität und damit gewiss nicht der unwichtigste Teil menschlicher Existenz.

Wie lässt sich ein solcher Ansatz nun auf das hier zu behandelnde Thema „Arbeit“ umsetzen und anwenden? Wie gelangen wir, mit anderen Worten, von der Darstellung der Arbeit in den Quellen zu deren „Wahrnehmung“ durch die Zeitgenossen und zu deren „ergonomischer“ Vorstellungswelt, und was ist bislang in dieser Hinsicht getan worden? Dass solche Fragen in einer kurzen Einführung nur grob skizziert werden können, versteht sich von selbst. Ich werde mich dabei auf die themenspezifischen Aspekte des vorgestellten Ansatzes, nämlich auf die „Wahrnehmung“ und „Vorstellung“ der Arbeit und deren sprachliche Umsetzung im Hinblick auf Forschungsstand und exemplarische Quellenbelege beschränken und möchte hier vor allem auf fragliche Deutungen und offene Fragen hinweisen, um daran die noch vorhandenen Forschungsprobleme und die künftigen Forschungsaufgaben zu verdeutlichen. Dabei geht es mir in der Zielrichtung um „die“ mittelalterlichen Vorstellungen von „Arbeit“, die in der praktischen Umsetzung selbstverständlich noch ausdifferenzieren wären: nach Zeit (= Entwicklung) und Raum, nach sozialen Gruppen, verschiedenen Sprachen und thematischem Kontext, nach Quellenarten und letztlich nach einzelnen Autoren. Auszuschließen sind dabei – bereits vielfältig vorhandene – Studien, die nach der Arbeit selbst und den „Arbeitern“ fragen: allgemein<sup>8</sup> oder etwa im Hinblick auf bestimmte Sparten wie Landarbeit,<sup>9</sup> Frauenarbeiten<sup>10</sup> oder den städtischen Bau-

8 Vgl. etwa Claire Dolan (Hrsg.), *Travail et travailleurs en Europe au Moyen Âge et au début des temps modernes* (= Papers in Medieval Studies 13), Toronto 1991; zuletzt Robert Fossier, *Le travail au moyen âge*, Paris 2000. Fossier behandelt in einem ersten Teil die „Arbeit“ („types de travail“, „instruments“), in einem zweiten die „Arbeiter“ der verschiedenen Sparten (ohne Frauenarbeiten!).

9 Ulrich Bentzien, *Bauernarbeit im Feudalismus. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des 1. Jahrtausends u. Z. bis um 1800* (Akademie der Wissenschaften der

betrieb.<sup>11</sup> Von der „Wahrnehmung der Arbeit“ ist darin normalerweise nicht die Rede.<sup>12</sup> Als Pionier einer solchen Fragerichtung darf zweifellos Jacques Le Goff mit seinen verschiedenen Arbeiten zum Thema gelten.<sup>13</sup> Ein Standardwerk bildet ferner, neben einer Reihe weiterer Arbeiten,<sup>14</sup> der von Jacqueline Hamesse und Colette Muraille-Samaran herausgegebene Sammelband „Le travail au moyen âge“ aus Louvain-la-Neuve,<sup>15</sup> der aus erzählenden und philosophisch-theologischen Quellen, Rechts- und Bildquellen schöpft und die Vielfalt des Themas widerspiegelt.<sup>16</sup>

Le Goff benannte bereits drei Zugänge zum Thema, denen man sich, begrifflich leicht angewandelt, durchaus anschließen kann, die methodisch aber noch auf den oben vorgestellten vorstellungsgeschichtlichen Ansatz auszurichten und zu reflektieren sind, nämlich: „termi-

- 
- DDR. Zentralinstitut für Geschichte. Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 67), erw. Aufl., Berlin 1990; George Comet, *Le paysan et son outil. Essai d'histoire technique des céréales (France, VIIIe–XVe siècle)* (= Collection de l'École Française de Rome 165), Rom 1992.
- 10 David Herlihy, *Opera muliebria. Women and Work in Medieval Europe*, New York u.a. 1990; Angela Muñoz Fernández/Cristina Segura Graiño (Hrsg.), *El trabajo de las mujeres en la Edad Media Hispana* (= Colección LAYA 3), Madrid 1988.
- 11 Gerhard Fouquet, *Bauen für die Stadt. Finanzen, Organisation und Arbeit in kommunalen Baubetrieben des Spätmittelalters. Studie vornehmlich zwischen den Städten Basel und Marburg* (= Städteforschung A 48), Köln/Weimar/Wien 1999.
- 12 Die jüngste Studie von Fossier, *Travail* (wie Anm. 8) widmet der „L'idée de travail“ ganze 13 der über 300 Seiten.
- 13 Jacques Le Goff, *Travail, techniques et artisans dans les systèmes de valeur du haut moyen âge (Ve–Xc s.)*, in: ders., *Pour un autre moyen âge, Temps, travail et culture en Occident: 18 essais*, Paris 1977, S. 108–130, deutsch: *Arbeit, Techniken und Handwerker in den Wertsystemen des Frühmittelalters (5.–10. Jahrhundert)*, in: ders., *Für ein anderes Mittelalter. Zeit, Arbeit und Kultur im Europa des 5.–15. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1984, S. 56–76. Vgl. auch ders., *Arbeit V: Mittelalter*, in: *Theologische Realenzyklopädie* 3 (1978), S. 626ff.; ders., *Le travail dans les systèmes de valeur de l'Occident médiéval*, in: Jacqueline Hamesse/Colette Muraille-Samaran (Hrsg.), *Le travail au Moyen Âge. Une approche interdisciplinaire. Actes du Colloque international de Louvain-la-Neuve 21–23 mai 1987* (= Université Catholique de Louvain. Publications de l'Institut d'études médiévales. Textes, Études, Congrès 10), Louvain-la-Neuve 1990, S. 7–21.
- 14 Vgl. Aaron J. Gurjewitsch, *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*, München 1980, S. 293–305; Gerhard Jaritz/Käthe Sonnleitner (Hrsg.), *Wert und Bewertung von Arbeit im Mittelalter und in der frühen Neuzeit* (= Schriftenreihe des Instituts für Geschichte 7), Graz 1995. Zur Komplexität der verschiedenen Konnotationen von „Arbeit“ bei Hugo von Trimberg und Berthold von Regensburg vgl. bereits Helmuth Stahleder, *Arbeit in der mittelalterlichen Gesellschaft* (= *Miscellanea Bavarica Monaciensis* 42), München 1972; zu einer sich wandelnden „Theorie der Arbeit“ im Rahmen des mittelalterlichen Gesellschaftsbildes vgl. Francis G. Gentry, *Arbeit in der mittelalterlichen Gesellschaft. Die Entwicklung einer mittelalterlichen Theorie der Arbeit vom 11. bis zum 14. Jahrhundert*, in: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hrsg.), *Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Königstein (Taunus) 1979, S. 3–28. Einen Forschungsbericht mit Zitaten zentraler Quellaussagen gibt Peter Michael Lipburger, *Quoniam si quis non vult operari, nec manducet ... Auffassungen von der Arbeit vor allem im Mittelalter*, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 128 (1988), S. 47–86.
- 15 Hamesse/Muraille-Samaran (Hrsg.), *Travail* (wie Anm. 13).
- 16 In seiner Zusammenfassung benennt Jacques Le Goff teils quellenspezifische, teils perspektiven-, teils standesspezifische, teils sektorale Themen („Travail et vie monastique, philosophie, théologie et droit canon, schémas idéologiques, art, nature et technologie, encadrement juridico-social, argent, sex, âges de la vie, loisir“, ebd. S. 413–424).

nologie“, „imaginaire“ und „idéologie“, Aspekte, die freilich auch eng miteinander verknüpft sind: „Une étude philosophique est indispensable pour bien apprécier la signification et le rôle historique du vocabulaire dans un champ sémantique et idéologique“.<sup>17</sup> Ich werde diese Zugänge im folgenden, nicht ganz konform, kurz unter den Stichworten Terminologie, Verständnis und Bewertung abhandeln und damit drei wesentliche Fragerichtungen eines vorstellungsgeschichtlichen Ansatzes abdecken.

Will man dem vorhin dargelegten, komplexen Verhältnis von Vorstellung, Wahrnehmung und Darstellung gerecht werden, so bietet die Begrifflichkeit zweifellos einen ersten, wichtigen Zugang. Sie ist in sich zwar weder Wahrnehmung noch Vorstellung, wohl aber deren sprachliche Umsetzung, und sie bildet als solche folglich den Schnittpunkt zwischen Sprache und Sachverhalt, zwischen Vorstellungswelt und Darstellung. Sie offenbart zugleich bereits entscheidende Unterschiede zwischen der mittelalterlichen und der heutigen Vorstellungswelt: Der moderne Arbeitsbegriff (Arbeit als geordnete Tätigkeit, vornehmlich in der Produktion) ist dem Mittelalter letztlich fremd. Die gängigsten mittellateinischen Begriffe sind als „römisches Erbe“ bekanntlich *labor* und *opus*. *Labor* betont dabei vor allem den Aspekt der Mühsal, *opus* meint eher das Werk, als Tätigkeit wie als Ergebnis.<sup>18</sup> Beides wird sehr schön deutlich im Vulgatabericht über die Sündenfallstrafe in Gottes an Adam gerichteten Worten (Gen. 3,17): *in opere tuo in laboribus comedes eam [= terram]*. In der Arbeit steckt hier – fortan – die Mühsal,<sup>19</sup> oder, anders ausgedrückt: Erst auf Erden wird die Arbeitstätigkeit (*opus*) zur Mühe (*labor*). Es ist daher gewiss kein Zufall, wenn in mittelalterlichen Chroniken und Predigten immer wieder Wendungen wie *labor et dolor*<sup>20</sup> oder *inani labore*<sup>21</sup> begegnen. *Labor*, so hat man auch gemeint, ist Abstraktion, *opus* das Konkrete.<sup>22</sup> In diesem Sinn aber meint *labor* nicht nur Handarbeit,<sup>23</sup> sondern beispielsweise auch Mission und Predigt<sup>24</sup> oder ein frommes Werk,<sup>25</sup> ja man „laboriert“ selbst an

17 Le Goff, Travail dans les systèmes (wie Anm. 13), S. 14f.

18 Vgl. Le Goff, Travail, techniques et artisans (wie Anm. 13), S. 61; Fossier, Travail (wie Anm. 8), S. 13ff.

19 Das Verhältnis von *labor* und *opus* beleuchtet treffend Wilhelm von Saint-Thierry in seinem Traktat über die Gottesliebe: Liebe sei Arbeit (*labor*) und Werk (*opus*) zugleich, die schweißtreibende Mühsal hat das Werk als Ergebnis (*Hic qui plus amat, plus currat: hic labor, hic opus est; labor multorum sudorum, opus laborum multorum*, Wilhelm von Saint-Thierry „De natura et dignitate amoris“ 11, hrsg. von M. – M. Davy, Deux traités de l’amour de Dieu, Paris 1953, S. 82). Rupert von Deutz „De diuinis officiis“ 7,11, hrsg. von Hraban Haacke (CCM 7), Turnhout 1967, S. 238, spricht von *ipsum laborem bonorum operum* in bezug auf den *grandis labor* des Heilsweges zur Auferstehung.

20 Vgl. etwa Bernhard von Clairvaux „Sermo“ 97,1, in: S. Bernardi Opera, hrsg. von J. Leclercq, Bd. 6,1, Rom 1970, S. 361: *Denique sub lingua eius quid? Audi Prophetam: labor et dolor* [nach Ps. 9,28].

21 Vgl. etwa Annales Fuldenses a. 841, hrsg. von Friedrich Kurze (MGH Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 7), Hannover 1891, S. 33; Annales Fuldenses a. 886, ebd. S. 104.

22 Otfried Ehrismann, Ehre und Mut, Aventure und Minne. Höfische Wortgeschichten aus dem Mittelalter, München 1995, S. 17.

23 Vgl. Adam von Bremen „Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum“ 4,32, hrsg. von Bernhard Schmeidler (MGH Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum, n. s. 2), Hannover/Leipzig 1917, S. 265, zu reichen Hirten in Norwegen und Schweden: *ritu patriarcharum et labore manuum viventes*; Rahewin „Gesta Frederici“ 3,33, hrsg. von Franz-Josef Schmale (FSGA 17), Darmstadt 1974, S. 466 zur Situation in Mailand: *iuventus, que magis manuum labore victum querens inopiam tolerabat, publicis largitionibus excita urbanum otium ingrato labori pretulerat*. Vgl. Rahewin „Gesta Frederici“ 1,20, ebd., S. 26: *opere manuum*.

24 Vgl. Adam von Bremen: „Gesta“ (wie Anm. 23), 2,64, S. 124: *labore predicationis*, 2,71, ebd., S. 133: *sed cum diverso modo et tunc et nunc in gente Winulorum dux et episcopus laboraret, scilicet duce pro tributo, pontifice vero pro augenda christianitate laborantibus*; 3,72, ebd., S. 220.

Krankheiten<sup>26</sup> und Hungersnöten.<sup>27</sup>

Solche Inhalte bestätigt auch der mittelhochdeutsche Begriff *arebeit*, der ebenfalls die Mühsal meint – die „Qualen des Seins“ überschreibt Otfrid Ehrismann seinen Artikel über „Arbeit“ –, auf alle Schichten und keineswegs nur die *laboratores* anwendbar ist und eine Vielfalt an Bedeutungsnuancen gestattet.<sup>28</sup> Allseits geläufig ist der Beginn des Nibelungenliedes, der solches gleichwohl treffend verdeutlicht: *Uns ist in alten maeren / wunders vil geseit / von helden lobebaeren / von grôzer arebeit*.<sup>29</sup> „Arbeit“ ist hier „Heldenplackerei“, ist „Leiden“ und „Anstrengung“.<sup>30</sup> „Handarbeit“ bzw. körperliche Arbeit ist demnach nur ein Sektor dieses Wortfeldes, aber auch sie war *liden*, „Leiden“, wie im „Iwein“ Hartmanns von Aue.<sup>31</sup> Vieles spricht dafür, dass *labor* und *arebeit* eine parallele Bedeutungsentwicklung durchlaufen haben, doch fehlt meines Wissens bislang eine entsprechend gründliche Wortuntersuchung für die mittellateinischen Begriffe.<sup>32</sup> Die Andersartigkeit von „Arbeit“ heute und *labor/arebeit* damals aber, dieses unterschiedliche Verständnis, im Sinne der „doppelten Theoriebindung“ Johannes Frieds, ist stets im Auge zu behalten, weil es auf die geschichtswissenschaftliche Analyse zurückwirkt: Es macht einen großen Unterschied, ob wir nach „Arbeit“ im Mittelalter in unserem Sinn oder nach *arebeit* und *labor* im mittelalterlichen Sinn fragen. Beides ist legitim, aber eben nicht dasselbe.

Damit ist bereits der zweite „Zugriff“ impliziert, der die Wortwahl/Terminologie bestimmt und darin durchklingt: das Verständnis der „Arbeit“ und somit, im Sinne des oben beschriebenen Ansatzes, die hinter der Begrifflichkeit stehende Vorstellung, die sich der mittelalterliche Mensch davon machte. Hier wäre der Kontext der erhaltenen Texte zu befragen, doch gibt es dazu bislang noch recht wenig Forschungen. Man hat lediglich, zweifel-

25 Entsprechend gibt es, etwa bei Helmold von Bosau in der „Chronica Slavorum“, hrsg. von Bernhard Schmeidler [MGH Scriptorum rerum Germanicarum in usum scholarum 32]. Hannover<sup>3</sup> 1937, ein *opus consecrationis* (1,39, ebd., S. 79), ein *opus benedictionis* (1,94, ebd., S. 186), ein *opus dedicacionis* oder *opera pietatis* (1,47, ebd., S. 94).

26 Vgl. Lampert von Hersfeld „Annales“ a. 1071, hrsg. von Oswald Holder-Egger (MGH Scriptorum rerum Germanicarum in usum scholarum 38), Hannover 1894, S. 133: *mala validudine laborabat*; Thietmar von Merseburg „Chronicon“ 1,12, hrsg. von Robert Holtzmann (MGH Scriptorum rerum Germanicarum in usum scholarum, n. s. 9), Berlin 1935, S. 16: *infirmirate sui corporis laboranti*; Annales Fuldenses a. 881 (wie Anm. 21), S. 97: *gravi infirmitate laborabat*. Vgl. „Annalista Saxo“, a. 1035, hrsg. von Georg Waitz (MGH Scriptorum 6), Hannover 1844, S. 679: *Italia civium discordia laborat*.

27 Vgl. Lampert von Hersfeld: Annales a. 1074 (wie Anm. 26), S. 198: *laborabat inedia*.

28 Vgl. dazu die Zusammenfassung bei Ehrismann, Ehre und Mut (wie Anm. 22), S. 17–22, und die Untersuchung von Dietmar Otto, Darstellung und Bewertung von Arbeit und Tätigkeit in der deutschen Epik des Hohen Mittelalters (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 578), Frankfurt a. M. u. a. 1993, der – im Ergebnis – von einer „Polysemantik“ der „Arbeit“ spricht („Wortuntersuchung“, S. 88ff.). Im zweiten, „phänomenologischen“ Teil seiner Studie (S. 201ff.) stellt Otto eine vielfältige Zuordnung des Begriffs zu einem weiten Feld von Tätigkeiten fest. Das lateinische *opus* entspricht dagegen weitgehend dem deutschen *werc*. Vgl. im einzelnen den Beitrag von Wolfgang Haubrichs in diesem Band.

29 Nibelungenlied, v. 1f., hrsg. von Helmuth de Boor nach der Ausgabe von Karl Bartsch, ergänzt von Roswitha Wisniewski, 22. Aufl., Mannheim 1988, S. 3.

30 So Ehrismann, Ehre und Mut (wie Anm. 22).

31 Vgl. die ebd. zitierten Beispiele, etwa Iwein, v. 6201ff. oder 6382ff.

32 Eine lexikalische Untersuchung philosophischer Texte des Hochmittelalters bietet Jacqueline Hamesse, *Le travail chez les auteurs philosophiques du 12<sup>e</sup> et du 13<sup>e</sup> siècle*, in: Hamesse/Muraille-Samaran (Hrsg.), *Travail* (wie Anm. 13), S. 115–127.

los zu Recht, aber wohl auch zu undifferenziert, immer wieder auf die verschiedenen Traditionen verwiesen, aus denen das mittelalterliche Verständnis zusammenwuchs: die römisch-antike, die jüdisch-christliche und die barbarisch-germanische Tradition, und hier eine grundlegende, christlich bedingte Abwendung vom römischen Verständnis betont, für das die Tätigkeit (*negotium*) sozusagen die Negativformel der eigentlich anzustrebenden Muße (*otium*), des Freiseins von Arbeit für das eigentlich wichtige Handeln, war.<sup>33</sup> Im christlichen Zeitalter wurde das umgewertet, war *otium* negativ besetzt. Doch bedarf es in bezug auf die Traditionen zweifellos noch gründlicherer Forschungen, um die Auswirkungen dieses Wertewandels auf das Verständnis der Arbeit in einzelnen zu erkennen.

Ein weiteres Problem bildet die Frage, inwieweit das Mittelalter überhaupt ein reflektiertes Verständnis von der Arbeit, eine gezielte „Theorie der Arbeit“, entwickelt hat, die man, zeitgemäß, am ehesten sicherlich in theologischen Traktaten suchen wird. Die These Jacques Le Goffs, das Mittelalter habe keine „Theologie der Arbeit“ gekannt, steht nicht nur diametral der – unverkennbar „materialistisch“ angehauchten – Behauptung Aaron Gurjewitschs entgegen, Arbeit (und deren Bewertung) sei „untrennbarer Bestandteil des Weltmodells“,<sup>34</sup> sie ist in dieser Allgemeinheit vielmehr falsch und schon von Christel Meier anhand der Schriften Hildegards von Bingen und anderer Schreiber des 12. Jahrhunderts widerlegt worden.<sup>35</sup> Zwar hatte auch Jacqueline Hamesse aus ihrer lexikographischen Studie gefolgert, es gebe in den philosophischen Texten des Hochmittelalters keine Definition der Arbeit,<sup>36</sup> doch verweist Meier zu Recht auf deren heilsgeschichtliche Einordnung, indem beispielsweise vom *opus Dei* die Rede ist, das auf das *opus hominum* vorbildhaft zurückwirkt. Gott selbst ist in den Augen der Theologen *opifex* und *artifex*. Hugo von St. Viktor hatte in seiner Schrift „De sacramentis Christianae fidei“ bekanntlich das gesamte göttliche Heilswerk in ein *opus conditionis* (der Schöpfung) und ein *opus restorationis* (der irdischen Bewährung mit Christus als Mitte und Mittler) unterteilt.<sup>37</sup> Der Genesisbericht stützt eine solche Deutung. Eine fehlende Definition bedeutet demnach noch nicht ein mangelndes Verständnis; es deutet zunächst nur an, dass Begriff und Sachverhalt für die Zeitgenossen unstrittig waren und deshalb nicht explizit diskutiert werden mussten. Auch mittelalterliche Exegeten des Genesisberichts definieren „Arbeit“ nicht, aber sie stellen – seit Hieronymus – doch immer wieder klar, dass hier nicht die Arbeit selbst (*opera*), sondern die Sünde symbolisiert und gebrandmarkt wird<sup>38</sup> und geben damit zu erkennen, dass sie sehr wohl ein be-

33 Deziert beispielsweise Gurjewitsch, Weltbild (wie Anm. 14), S. 249: Abwendung des Christentums von der antiken Theorie, indem *otium* zur Sünde wird.

34 Ebd. S. 247. Auf S. 300 spricht Gurjewitsch unmittelbar von einer „Theologie der Arbeit“ und verweist auf künstlerische Darstellungen Gottes als „Arbeiter“.

35 Christel Meier, *Labor improbus* oder *opus nobile*? Zur Neubewertung der Arbeit in philosophisch-theologischen Texten des 12. Jahrhunderts, in: Frühmittelalterliche Studien 30 (1996), S. 315–342. Vgl. auch Gentry, Arbeit (wie Anm. 14), der eine allmähliche Entwicklung einer „Theorie der Arbeit“ im Verlauf des hohen und späten Mittelalters verfolgt.

36 Hamesse, *Travail* (wie Anm. 32), S. 126f.

37 Hugo von St. Viktor „De sacramentis Christianae fidei“ prol. 2 (Migne PL 176), Sp. 183; I,1,28, ebd., Sp. 204.

38 Vgl. Hieronymus „Hebraicae quaestiones in libro Geneseos“ 3,17, hrsg. von P. Antin (CCL 72), Turnhout 1959, S. 6: *Opera hic non ruris collendi, ut plerique putant, sed peccata significant*; danach im frühen Mittelalter etwa Angelomus von Luxeuil (Migne PL 115, Sp. 142), oder Hrabanus Maurus (Migne PL 107, Sp. 497f.). Dem entspricht es, dass Arbeit an sich als Bestandteil bereits des paradiesischen Lebens galt, worauf in der Tagungsdiskussion Fabian Rijkers aufmerksam machte.